

Galsan Tschinag

Die neun Träume des Dschingis Khan

Roman



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3970

Nicht Feindeshand, sondern ein Sturz vom Pferd leitet das langsame Sterben des Dschingis Khan ein – eine schmachvolle Sache für einen Reiterfürsten. In seinen letzten Stunden jedoch, in wirren und blutroten Träumen, durchlebt der Herrscher über ein Großreich noch einmal seine Vergangenheit, erinnert sich an Erfolge und Niederlagen, an seine Kindheit, an das Hineinwachsen in die ihm zugedachte Rolle, an seine Getreuen, seine Frauen und an die Liebe. Ein historischer Roman über einen Mythos der Geschichte, über Dschingis Khan, den legendären mongolischen Herrscher.

»Kraftvolle Sprachbilder, lebendige Dialoge.«

Frankfurter Allgemeine Zeitung

»Ein bilderreiches und hoch suggestives Buch.«

Neue Zürcher Zeitung

Galsan Tschinag, 1943 geboren, ist Stammesoberhaupt der Tuwa, einer ethnischen Minderheit in der Mongolei. Seit 1991 lebt er als freier Autor vor allem in Ulan Bator. Sein Werk wurde u. a. mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis und dem Heimito-von-Doderer-Preis ausgezeichnet. Im suhrkamp taschenbuch liegen die Romane *Das geraubte Kind* (st 3740), *Die graue Erde* (st 3196), *Der weiße Berg* (st 3378) und *Der blaue Himmel* (st 2720) sowie *Zwanzig und ein Tag* (st 2789) vor; bei Insel erschienen zuletzt *Liebesgedichte* (it 3264) und die Erzählung *Das Menschenwild* (IB 1302).

Galsan Tschinag
Die neun Träume des
Dschingis Khan
Roman

Suhrkamp

Umschlagfoto: © Staatsbibliothek zu Berlin,
SPK / Ruth Schacht.

suhrkamp taschenbuch 3970

Erste Auflage 2008

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2007

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-45970-6

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

DIE NEUN TRÄUME
DES DSCHINGIS KHAN

PROLOG

Es war, trotz des Hochsommers, eine graue Welt. Grau und fremd. Denn es war im fernen Land der verhassten, da ungehorsamen und widerspenstigen Tanguten, das nun einem einzigen zertretenen Schlachtfeld, einer einzigen verwüsteten Hundehütte und einem einzigen abgeschossenen Geieraas gleich, hingeworfen und auseinandergerissen daniederlag und entlang leichenblasser Tage und alptraumfinsterer Nächte schlitterte und schlotterte, staubte und rauchte und verweste. Der Zorn des Dschingis Khan auf das Feindesland war noch nicht verraucht, obwohl dem das Rückgrat längst gebrochen, das Heer vernichtet, der König geköpft und das Volk niedergetreten war. Denn der letzte Herd des Widerstandes war immer noch nicht ausgelöscht, da man mitten in der eingemauerten, nun eingebrochenen und zerschlagenen Stadt auf eine weitere Festung gestoßen war und diese noch nicht eingenommen hatte.

Anfangs schien es eine Kleinigkeit zu sein, die Festung, errichtet wohl gegen die innere Gefahr und beherbergend die königliche Familie samt Dienerschaft und Leibwache, einzunehmen, nachdem die Stadtmauer zerbrochen und Haus um Haus zerstört und verstümmelt und die Bevölkerung niedergemetzelt worden war. So erstattete man dem Khan schon Meldung, die Stadt sei im Grunde eingenommen, und versprach, den König und die Königin, tot oder lebendig, bis zum nächsten Sonnenuntergang herüberzubringen. Doch dann stellte sich heraus, dass es gar nicht so einfach war, die

Festung, zusammengesetzt aus riesigen Felsblöcken und diese auch noch ineinander verschachtelt, zu zerbrechen. Ein Tag verging nach dem anderen. Der Khan wurde ungeduldig. Der vom Thronfolger unterbreitete Vorschlag, ihn mit dem Hauptteil des Heeres auf den Weg in Richtung des Mutterlandes zu schicken, um, sobald die Festung bezwungen, mit deren Inhalt und dem restlichen Teil des Heeres nachzukommen, war Öl, geschüttet aufs Feuer. Der Khan bekam einen Wutanfall, der verheerend auf seinen Zustand wirkte.

Drei, vier Tage später schien es einen Lichtblick zu geben: Der Tangutenkönig ließ wissen, er möchte dem Dschingis Khan die neun Geschenke der tiefen Reue darbringen. Dies fand das Einverständnis des Siegers, und der Verlierer erschien mit den versprochenen Geschenken, die blendend aussahen und von großem Reichtum zeugten. Nur, Dschingis Khan weigerte sich, den Mann selbst wie auch seine Geschenke zu sehen. Erlaubte jenem lediglich, sich bis zu drei Schritt der Palastjurte zu nähern, seine Mitbringsel dort abzulegen, niederzuknien und durch die Jurtenwand hindurch seine Bitte vorzutragen. Und während dies geschah, befahl der Khan eine Übelkeit, dass er dem erstbesten Getreuen in seiner Nähe zu verstehen gab, den da draußen schleunigst zu beseitigen. Wenig später brachte man den bluttriefenden Kopf zur Festung, warf ihn über die Steinmauer, begleitet mit dem Ruf: »Königin, hier ist der Kopf deines bisherigen Ehegatten. Dein neuer, Dschingis Khan, will, dass du unverzüglich erscheinst, damit du dich noch waschen und säubern kannst, ehe du ihn zur Bettstunde besuchen darfst!«

Aber die Königin erschien nicht. Dafür verstrich ein Tag nach dem anderen. Und damit zusammen verschlechterte sich der Zustand des Khans, Stunde um Stunde. Alle fragten sich, was

zu tun sei. Aber kein einziger wußte eine Antwort darauf. Aber jedermann glaubte, sie zu kennen: Unter allen Umständen und um jeden Preis die Festung einnehmen. Allein diese ließ und ließ sich nicht aufbrechen, blieb weiterhin unbezwingbar.

Und das war für beide Seiten etwas Unbegreifliches: Für die Tanguten, weil es keinerlei Sinn machte, nun dieses letzte, handtellerwinzige Fleckchen verteidigen zu wollen, da alles doch längst verloren war. Und für die Mongolen, weil sie Länder und Erdteile eines nach dem anderen in die Knie gezwungen hatten, nun seit vielen Tagen vor dieser Handvoll von Leuten machtlos dastanden. Wobei man kein Dschingis Khan zu sein brauchte, um vorauszusagen, dass die Festung fallen würde. Jeder wusste es. Aber nichtsdestoweniger bestand sie, dieser verfluchte Flecken inmitten des grauen Schutthaufens einer zerbrochenen und niedergetretenen Stadt, und gab die Königin nicht heraus, von der es hieß, sie sei noch blutjung und von einer Schönheit ohnegleichen.

Vielleicht deswegen oder einfach aus unbezähmbarem Willen und ungebrochenem Trotz träumte Dschingis Khan, der Sieger, alles in einem wabernden Rot. Es konnte ein und derselbe Traum sein, der immer wiederkam. Und dabei schien es ihm, als ob die Bilder, die sich dem Schlafenden näherten, in ihn schlüpften, sich quer und längs in ihn legten, durch ihn gingen, von Mal zu Mal immer länger weilten und in ihren Umrissen immer schärfer auftraten. Wie oft er im lohenden Rot schon hatte schwelgen können und da und dort auch stöhnen müssen, wusste er nicht, vielleicht wird es vier, fünf oder auch sechs, sieben Male gewesen sein, doch er, der den merkwürdigen Traum hat empfangen und in dessen irrem Schein hat schmelzen dürfen aus dem Eis, zu dem er geworden zu sein

schien, beschloss, mitten im Überlegen anzunehmen, dass es ganze neun Male waren.

Roter Himmel und rote Erde. Dazwischen rot wehende Wälder. Rot schäumende Flüsse. So auch rote Krieger zu roten Rossen, die her und hin jagten. Zu ihren Füßen die rot dampfenden und dunstenden Eingeweide der hingemetzelten Stadt. Dies alles aber im fernen Hintergrund, lichte Schatten hauchhafter, wackliger Gespinste nur.

Im Vordergrund strotzten blutrote, feuerrote Felsen und ragten, wie Funken sprühend, wie Glut spritzend, von der rotglühenden Erde in den rotflammenden Himmel empor. Dschingis Khan erkannte in ihnen, trotz ihrer nunmehrigen Erhabenheit, die armselig niedrigen, bedauernswert kahlen, grauen Felsbrocken ringsum, in deren verborgener, behütender Mitte, etliche Schussweiten von der Stadt, die Palastjurte, umringt von einem Dutzend weiterer, einfacher Jurten. Die Felsen, die zu Dämmerstunden manchmal an düsterfarbige, schlummernde Pferde erinnerten, waren über die Hüggellandschaft ungleichmäßig verteilt und schienen etliche Hengstherden darzustellen und mochten in der Gesamtzahl fünfzig, sechzig oder auch siebzig, achtzig ergeben. Er, der Khan, der die graudunklen Gesteinsmassen nicht nur lodernd rot und emporzügelnd geträumt, sondern auch an die Stelle so edler, windig-mündiger Wesen wie Pferde gedacht hatte, räumte ihnen nun die erhabene, gewichtig-gewittrige Zahl Neunundneunzig ein. Denn er ahnte, der Traum würde zu ihm nie mehr zurückkehren, da er, der Mensch unter der nun eher versengenden als wärmenden, eher belastenden als erquickenden Sonne der fünfundsechzig Lenze, die Frist, gegeben vom Ewigen Blauen Himmel, verlebt und damit den von demselben in ihn, die Erdenlaus, eingehauchten Traum

ausgeträumt hatte. So wollte er an die lichte, irdische Welt, an jeden ihrer Bestandteile, an jeden ihrer Bewohner erhabene Gedanken senden. Und das sollte als Dank, auch als Bitte um Vergebung getan sein.

Ja, er ahnte – nein, er wusste, da er noch Dschingis Khan war und es so wollte und da sein Wille zum Befehl, zum Gesetz wurde und auf der Stelle zu befolgen war –, der Tag, der längst dabei war zu lohen und zu lodern, war sein letzter.

DER ERSTE TRAUM

Der tauchte aus einem bald matten, bald satten wechselnden Rot auf. Erregte anfangs Ehrfurcht, später Grauen und zum Schluss Ekel. Was ihn zwang anzunehmen, dass die Hülle, in der es geschah, den Druck nicht mehr aushielt, undicht wurde, und so Dinge, die zum Umfeld eines Dschingis Khan nicht gehörten, in den Traumfluss eindringen und in eine unselige Richtung leiteten. Kam das daher, dass es sich da um etwas drehte, was dem Menschen, dem Wohnort so vieler Träume, dem Weideland so vieler Ereignisse und dem Schlachtfeld so vieler Entscheidungen schon, noch wildfremd war? Wer weiß es. Obendrein war es ein Alptraum.

Ein Wirbelsturm kam, erfasste und riss einen vom Sattel; einem deuchte, der Himmelssturm steckte in einer halbwegs irdischen Gestalt: wirbelte unter flammender Mähne, wehendem Schweif und auf harten, donnernden Hufen heran; während man all dieses sah und hörte und spürte, glaubte man, alles in riesiger Größe und lähmender Nähe, je ein Paar glänzender Augen und aufgeblähter Nüstern zu einem weit aufgesperrten Maul mit entblößtem, glitzerndem Gebiss zu erkennen. Bis dahin hätte man, wenn Zeit zu irgendwelchen Überlegungen gewesen wäre, an einen Hengst zu denken vermocht, den man da vor sich hatte, vielleicht so: Der Himmelskönig habe seinen Sohn Sturm zu flammendem Ross auf die Erde geschickt, um einem Günstling aus der Herde läusekleiner, mäusedummer Menschen den Übermut auszutreiben.

Aber es war keine Zeit für solches gegeben. Dafür spürte man an den Schultern und am Rücken einen Schlag, der so hart traf, dass dem matten Grund ein greller Funken entfuhr, sogleich zerbarst und einen irrlichternden Regen ergab. Und siehe da, schon spürte die menschliche Haut die Nässe, aber das waren keine Spritzer mehr, nein, es war abgrundtiefes, sattrotes Wasser, das wahrscheinlich heruntergeflutet war und in dem man nun ertrank. Und da sah man auch das Ungetier, das herbeigeschwommen sein musste, um einen zu zerfleischen und zu verschlingen. Es war riesig und scheußlich, vielleicht ein Fisch vom Meer oder der Wasserwolf, von dem man irgendwann gehört hatte. Das Gebiss in dem weit aufgesperrten Maul wirkte mächtiger als das von Wölfen und Tigern. Und da steckte man schon in dem riesigen Maul und spürte die messerscharfen Reißzähne in die Haut und ins Fleisch bis zu den Sehnen und Knochen eindringen. Unbeschreiblich die Schmerzen, wohl noch schlimmer, als ob ein dreizackiger Pfeil sich langsam in den Leib hineinbohrte. Merkwürdig nur, dass man bei all dem das Bewusstsein nicht verlor. So kam es einem vor, merkwürdigerweise. Denn man nahm seine Lage, wie man glaubte, mit manchen Feinheiten wahr. Also steckte man zunächst quer im Maul des Ungetiers, bäuchlings liegend, festgeklemmt zwischen den Kiefern und wundgenagelt von den Reißzähnen, und wusste dabei seine Arme und Beine frei, Grund für ein wenig Trost und für die Überlegung, wie an die Gurgel des Ungetiers gelangen. Denn man wollte es erwürgen, sich aus dem toten Maul befreien und sogleich auf den Heimweg begeben. Nun fiel einem auch ein, was man einst gehört hatte: Dem Meerwasser wohnten wundheilende Kräfte inne. Wie in jeglichem Harn auch, gab man sich recht und dachte weiter: Ist erst einmal das Unge-

tier getötet, wird man schon einen Weg finden, sich aus dem Maul zu befreien, und ist dies dann geschehen, wird man die Wunden auch zu heilen wissen. Nur, dann sah man, dass keine Gurgel da war – dort, wo die Gurgel hätte sein sollen, war ein dicker Wulst, von unzähligen steinharten, eisglatten Schuppen bedeckt, und diese mussten sehr fest daran kleben, denn sie gaben nicht im mindesten nach, sosehr die benagelten Finger versuchten, hineinzudringen und sie abzulösen. Was einen bitter enttäuschte und erboste, aber auch einen Blitz durch das Hirn zucken ließ: Möglich, dass die Sesshaften ihren Einfall, Lehm zu Mauern festzustampfen und sie mit Steinen zu bekleben, hiervon hatten. Der Gedanke führte sogleich zu einem anderen, von dem sich dann, sprühenden Funken gleich, weitere Gedanken absplitterten: Die Schuppen könnten gut für Schilde benutzt werden ... Die nicht erst abgetrennt von der Haut, sondern samt ihr genommen, doch gut für eine Schutzbekleidung wären, auf alle Fälle leichter als Kettenhemden aus Eisendraht ... Wenn die Schuppen so fest an der Haut saßen, dann müsste doch der Körper des Ungetiers einen gut klebenden Stoff enthalten ... So hatte man nicht nur einen Grund, das Ungetier anzugehen, man hatte viele und lauter triftige Gründe, es zu töten!

Nur, es war schwer, so einem Ungetier den Tod beizubringen. Schwerer jedenfalls als einem Menschen oder sogar einem Khulan. Denn mit einem Mal wusste man sich in den Schlund hinabrutschen. Das war schlimm, doch man sah noch keinen Grund, sich deswegen geschlagen zu geben. So versuchte man sich breitzumachen, indem man die Arme ausstreckte und die Beine spreizte. Dem Scheusal, das dabei war, einen zu verschlingen, im Halse steckenzubleiben und es zu ersticken, das war es! Während man solches tat, dachte man: Hat

man es doch besser als vorhin, denn jetzt ist man schon näher gerutscht an dessen Lebensfaden, und man wird ihn auch zerreißen! Außerdem liegt man nicht mehr von den Zähnen festgenagelt, ist nun frei und wird, sobald es erledigt, hochkriechen, die Kiefer auseinanderstemmen, hinaustreten, und ein paar Lungen voll Frischluft atmend, sogleich den Heimweg antreten! Allein, da ließen sich weder die Arme ausstrecken noch die Beine spreizen – wohl musste man mit seinem Körper den Schlund so schon füllen. Diese Wahrnehmung der Lage reizte einem das Hirn für einen weiteren Gedanken, der seinerseits von neuem den Grimm schürte und den Entschluss stärkte: Umso besser nun so, da es umso sicherer verendete!

Nur, auch diese Rechnung schien fehlgeschlagen zu sein. Denn mit einemmal spürte man eine neue Wahrnehmung: unerträgliche Schwüle und Hitze und dazu alles so glibberig-klebrig. War man schon im Magen gelandet? Was wirklich nicht schön wäre. Aber was hätte selbst das zu bedeuten? Nicht im mindesten dachte man daran, aufzugeben! Und man war nach wie vor erfüllt vom Willen zu kämpfen und zu siegen! Ja, man wollte das glitschige und schlickige Zeug, wohl die Magenwand, zerreißen und zerschneiden! So griff man schwungvoll nach der rechten Schenkelseite und erstarrte, denn die Hand fand die Scheide leer! Und das traf einen hart, ließ einen fast verzweifeln – der Dolch, in erhitztem Nierenfett vom Tiger und abgekühltem Herzblut vom Tahi abwechselnd getränkt, aus dem Stahl des Sartaul-Landes geschmiedet, war verschwunden, und nun war man ein Mann ohne Waffe, ein Adler ohne Schwingen, ein Wolf ohne Gebiss! Man hätte aufbrüllen und blutige Tränen weinen können. Und man tat wohl auch beides. Zeitchen später fing man sich wieder und

war entschlossen, abermals zu kämpfen und zu siegen. Von wegen waffenlos! sagte man leise und setzte dem laut hinzu: Deine Schneidezähne hast du doch noch, scharf genug wohl zum Zernagen! Deine Krallen zum Zerkratzen und Zerrupfen! Deine Fäuste, Ellbogen, Knie, Füße – alles zum Durchstoßen! Ach, wäre bloß die schwüle, lähmende Hitze nicht und das quallige Zeug, so ekelhaft glibberig-klebrig ...

Da erwachte er, Dschingis Khan erlangte das Bewusstsein wieder. O wie leibhaft spürte er die Erleichterung, die von seinem tiefsten Innern, wohl von der Seelengrube, ausging und sich in ihm verbreitete, wie der Duft des anbrennenden Dungs in der Jurte, des knospenden Wermuts in einer Talmulde! Nicht mehr das rostrote, erstickende Tiefenwasser, sondern die lichthelle, erfrischende Höhensteppe umgab ihn. Und er lag nicht mehr in dem quallig-fauligen Untierbauch, sondern auf einem dicken Polster von Tierfellen, und weitere Felle bedeckten ihn. Aber er verspürte Schmerzen, ja, dumpfe Schmerzen am Hinterkopf, am Rücken und an den Rippen. Dann nahm er in einiger Entfernung ein verschwommenes menschliches Gesicht wahr, doch er vermochte nicht, es zu erkennen. Also, folgerte er, konnte es mit dem zurückerlangten Bewusstsein nicht restlos stimmen. Es war wohl erst im Aufdämmern und musste mit manchen Zipfeln noch im Nebel stecken. Es galt, ihm Zeit zu lassen. So schloss er die Augen und wartete. Und dabei wusste er, die Gedanken, die in dicken Strahlen aufzusprudeln schienen, zu dämpfen, zu ordnen und zu lenken: Schlecht war, dass man so dalag, offenbar schwer verletzt ... Ach was! So schlimm wird es nicht sein, denn die Schmerzen sind noch erträglich ...

Bis jetzt zumindest. Die fühlen sich aber verdächtig an, dumpf und tief innen, anders als die brennenden Schmerzen an Oberflächen, und so weiß man die Folgen nicht ...

Es ist jetzt nicht die Zeit, an die Folgen zu denken. Du bist wieder einmal geblieben, und das ist das Allerwichtigste ...

Ja, das stimmt. Dabei hätte er ja auch sterben können ...

Was nicht gut gewesen wäre. Aber richtig schlimm wäre es gewesen, wenn der Tod so über ihn gekommen wäre wie vorhin im Traumwahn ...

Oder im Vorland des Totenreiches. Und du bist nur deswegen zurückgekehrt, weil du bis zuletzt nicht aufgehört hast zu kämpfen und so dich dem Boten des Todes zu erkennen gabst als Dschingis Khan ...

Oder vielleicht ist das Untier doch erstickt oder seine Bauchwand samt dem Fleisch dahinter und der gepanzerten Haut darüber doch durchstoßen worden ...

Vielleicht. Jeder Krieger des Dschingis Khan sollte wissen, was kämpfen heißt ...

Gut und schön. Aber musste das sein, dass der Körper, der sich noch am Morgen gesund und munter in den Sattel geschwungen, nun flach liegt wie ein gefällter Baum? Und dies noch vor der letzten entscheidenden Schlacht ...

Wie konnte es dazu überhaupt kommen? Was auch gewesen sein mochte, es war ein schwerer Schlag ...

Ja, Schlag. Von wem nur? Und weswegen? Vielleicht eine Warnung? Gar eine Strafe? Ja, eine warnende Strafe, nicht ganz unverdient ...

Auch eine Prüfung. Es galt, sie abermals zu bestehen ...

Nach und nach fiel ihm ein, was sich zuvor ereignet hatte. Und er folgerte aus dem Ablauf und aus dem, was darüber, unsichtbar zwar, spürbar aber gelegen hatte, was dann geschehen sein

musste. Jetzt bemerkte er, dass er von Menschen umgeben war. Wie sonst denn auch, dachte er. Sollte man ihn etwa allein lassen, den Geiern und Füchsen, seinem Schicksal überlassen, weil er, wie auch immer, das Bewusstsein verloren hatte und zu einem gefällten Mensch-Baum geworden war? Und dabei spürte er, dass er auf einem weichen, dicken Polster und unter einer ebenso weichen und warmen Decke lag. Wie es sich gehört, dachte er lässig, was in ihm ein heftiges, dankbares Gefühl auslöste, dass ihm die Tränen aufzukommen drohten, die er jedoch niederzuhalten vermochte. Wie gut, dass er nicht irgendwer, sondern Dschingis Khan war! Diesen Gedanken hatte er in den letzten Jahren schon sehr oft gedacht und immer für sich behalten. Aber dabei hat er die Wahrheit dessen, was er dachte, nur selten so heftig empfinden können, empfinden müssen wie soeben. Und dies ist schon immer eine süßbittere Wahrheit gewesen. So auch jetzt.

Ja, der dankbare Gedanke an das eigene herausragende Schicksal ließ ihm – zum wievielten Male nun! – alle anderen menschlichen Geschöpfe mit ihrer niedrigen Herkunft und dem entsprechenden Schicksalen vor seinen inneren Augen sogleich erstehen und erstarren: eine endlose graudunkle Wolke aus zahllosen Schwärmen Gesichts- und Namenloser. Einen saten Bruchteil davon bildeten seine Krieger, ohne die er nichts wäre. Und wie viele von ihnen werden zur Stunde wie er ohnmächtig am Boden liegen, verletzt und beschädigt am Leib? Auf winterkaltem, steinhartem Boden aber! Und wie vielen jener Verwundeten wird ein Mensch helfend zur Seite stehen? Viele dieser blutjungen Männer, bei seiner Schlacht vom Pech erwischt, werden sterben, während er, alter Mann, wahrscheinlich genesen und zu allem, was sich Leben nennt, zurückkehren würde! Es war ungerecht, aber was sollte man da

tun? Wäre er nicht zum Dschingis Khan geworden, wäre er bestimmt unter die Peitsche eines anderen gekommen und hätte für ihn den Säbel schwingen und den Bogen spannen müssen. Und wie oft hätte er schon in den vielen Jahren des endlosen Krieges in die Krallen des Todes geraten können, und mittlerweile wäre von ihm bestenfalls eine Handvoll Knochensplitter irgendwo auf einem der zahllos vielen Schlachtfelder entlang des Erdkörpers noch übriggeblieben. So war der Lauf der Dinge und das Schicksal des Menschen eben. Und weil es nun einmal so war, konnte ihn keiner beschuldigen, dafür, dass gerade er zum Dschingis Khan geworden war und es daher ihm besser erging als allen anderen. Dabei sollte sich ein jeder, den er unterworfen und für sich hat kämpfen und sterben lassen, noch glücklich wähnen, weil er wenigstens Untertan eines siegreichen Herrschers war, denn wie viele gab es noch, die von Niederlage zu Niederlage stolpten, wodurch ihre Untertanen seelisch verwundet und verkrüppelt oder gar tot waren, bevor dann auch noch ihre Körper vom Tod erwischt wurden! Was ihn nicht nur berechtigte, sondern verpflichtete, den Huldigungen der Untertanen, er sei ihr Wohltäter, Glauben zu schenken.

Diesen Gedanken nachhängend beschloss er, die Augen zu öffnen. Die Augendeckel aufgeschlagen, traf sein Blick genau den, den er als ersten zu erblicken erhofft hatte: Oldoi.

Jetzt sah er klar, sah dessen verweinte Augen mit den geschwollenen Lidern. Und las im Blick dieser Augen, wie von einer Kamelstute, die Spuren ausgestandener Ängste mit dem funkelnden Schein erwachender, ja, berstender Freuden vermischt. Dann sah er andere Gesichter, andere Augen und fand in deren Blicken Bestätigung des zuerst Gelesenen. Und fand, wie erwartet, wie immer, die sich verdichtenden Schatten er-